



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Das galante Jahrhundert

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Das galante Jahrhundert



reunde und Freundinnen des ancien régime sollen hierdurch auf eine vor kurzem im Verlage von Karl Reißner in Dresden erschienene Übersetzung aus dem Italienischen aufmerksam gemacht werden, die Neera, Das galante Jahrhundert betitelt ist und nebst einer fünfunddreißig Seiten langen „Einleitung“ kurze Lebensabrisse von sieben durch ihren Geist und ihre — Galanterie bekannt gewordenen Französinen des achtzehnten Jahrhunderts bringt.

Das Buch ist durchaus ehrbar und als Ergebnis eifrigen Memoirenstudiums interessant und belehrend. Die Sitten und Lebensgewohnheiten der französischen feinen Welt während der Regentschaft und der Regierung Ludwigs des Fünfzehnten sind zu bekannt, als daß es einer besondern Bemerkung darüber bedürfte, daß man es bei den sieben in dem Buche geschilderten Damen nicht mit Quäkerinnen und Puritanerinnen zu tun hat; wie Hans Stord im Tal des Lebens so possierlich sagt: eher das Gegenteil.

Was man als Entschuldigung für die fehlende Moral anführen kann, ist eine gewisse Eleganz und ein begütigender geistreicher Zug inmitten der sich häufenden Entgleisungen und Abwege, und Neera wird, ohne unser durch die Leichtfertigkeit der an uns vorübergaukelnden Schmetterlinge bisweilen etwas befremdetes Urteil beeinflussen zu wollen, den etwa geltend zu machenden mildernden Umständen mit vieler Bereitwilligkeit gerecht. Etwas unbequem, weil man nicht recht mit dem dadurch verursachten unbehaglichen Gefühle fertig zu werden weiß, ist die von der Verfasserin vorausgesetzte völlige Unwissenheit des Lesers, der insolgedessen eine Reihe von Belehrungen über Dinge empfängt, die ihm ohnehin geläufig sind. Wenn ein Primaner zu einem Kursus in einer Beoberschule verurteilt würde, möchten seine Gefühle ungefähr die des Lesers sein, der über Rousseau, Voltaire, Diderot, Montesquieu und d'Alembert mit literaturgeschichtlichen Anfangsgründen traktiert wird. Sollten dem Gros des italienischen Publikums wirklich die in Frage befangnen Verhältnisse so fern liegen, daß derartige Belehrungen nötig gewesen wären? Wenn es der Fall ist, so ist es ein neuer Beweis davon, daß Übersetzungen, wenn sie auch noch so geschickt gemacht sind, immer um deswillen ein wenig fremd bleiben, weil sie von einem Publikum gelesen werden, für das das Original nicht bestimmt war.

Das Leidige dabei ist, daß man obendrein nicht immer mit den Behauptungen der lehrfreundigen Neera einverstanden sein kann. So ist für mich z. B. der Satz: „Boucher, ein schwacher Kolorist, hatte Feuer und Phantasie, aber wenig Lebenswahrheit und noch weniger Noblesse . . . il n'avait pas vu les grâces en bon lieu“ Unsinn zu Pferde, und ich möchte vermuten, daß

Neera, die sonst feinen Geschmack zeigt, wenig vom peintre des Grâces gesehen hat.

Aber hiervon abgesehen ist das Buch sehr angenehm zu lesen, und es wird einem schwerer, die Bitate, die von Stoff und Form eine Probe geben, auf das richtige Maß zu beschränken, als, wie das bei andern Büchern mitunter der Fall ist, etwas zu finden, was man vor der Bude bei der Parade, wie es die Franzosen nennen, zeigen kann, um das Publikum herbeizulocken. Mitunter ist bei Schaubuden das, was man draußen auf dem erhöhten Podium zu sehen bekommt, das Beste, wenn nicht gar das einzig Sehenswerte: für Neera und für die von mir aus deren Buch ausgewählten wenigen Stücke gilt das nicht, denn das Buch wimmelt von netten, pikanten, nur ganz selten einmal ein ganz klein wenig anstößigen Einzelheiten.

In der Einleitung schildert die Verfasserin das drum und dran des damaligen Lebens der „guten“ französischen Gesellschaft, und was sie da sagt, soll das einzige längere Stück sein, das ich dem Leser auftrische. Neu ist ja die Schilderung nicht, aber treffend und grazios.

„Wollen wir den anmutigen und verschörfelten Rahmen rekonstruieren, sagt Neera, in dem sich unsre Gestalten bewegen, so genügt es, sich gewisse Gegenstände, gewisse Möbel vor Augen zu führen, wie sie noch heute in alten Familien aufbewahrt werden: die Miniaturen der Urgroßmütter, mit dem hochgekämmten Haar à la belle Poule, à la Montgolfier, au Parterre galant, mit den duftigen Fichus, die den Ausschnitt des Kleides mehr oder minder verhüllen, dem schmachttenden oder herausfordernden, aber stets auf den Effekt bedachten Ausdruck, dem zu einem Lächeln verzognen Kirschmünd, ein Buch oder eine Blume in der Hand. (Mit etwas gutem Willen sieht jeder, daß nicht der Mund, sondern die posierende Urgroßmutter das Buch oder die Blume in der Hand hatte.) Es war die Zeit, wo man den linken Handschuh niemals über Daumen und Zeigefinger zog, damit die Damen auch in Gesellschaft in die Tabaksdose greifen könnten, die man ihnen anbot, die runde, bauchige Tabaksdose, die fast immer mit einer Miniature geschmückt war, die darum nicht weniger porträtähnlich war, weil die Dargestellte das Gewand einer Nymphe trug. All das ging Hand in Hand mit den geschweiften Möbeln mit den metallnen Beschlägen, den Sofas und Fauteuils mit den gestickten Überzügen, die mit Vorliebe zärtliche Schäferszenen darstellten, mit den großen Himmelbetten, den Ofenschirmen und Wandschirmen, den gewundenen Fußbänkehen, den Wandspiegeln und Armleuchtern, den Schränkchen mit den zahllosen geheimen Fächern, den lackierten Kästchen, den Sticrahmen, an denen die Damen viele Stunden des Tages verbrachten, und deren kleine Kunstwerke man dann in kostbaren Rahmen, in Ebenholz, Rosenholz und Bedernholz montierte. (Sofas und Himmelbetten, die mit Miniaturen und Tabaksdosen Hand in Hand gehn, das ist freilich ein starker, ich hätte fast gesagt, Tabak, meinte aber Tropus: da aber nicht von Tischrücken die Rede ist, wird niemand die Wendung zu wörtlich nehmen.) Die Schränke waren märchenhaft geräumig. In ihren geheimnisvollen Tiefen bargen sie nicht nur die Schätze an Weißzeug, mit denen jede Hausfrau gern prunkt, sie waren auch häufig der Zu-

gang zu einem heimlichen Raum, einer verborgnen Stiege und dienten als bequemes Versteck bei so manchem intimen Liebesabenteuer. So war zu jener Zeit ein drehbares Schränkchen im Hause der Frau von Popelinière berichtigt, das den Durchgang ins Nebenhaus verdeckte, in dem der Kardinal Richelieu (es war der Herzog, der Großnichte des Kardinals) wohnte, der damals schon stark über die erste Jugend hinaus war.“

Sehr drollig sind zwei Epigramme, die Neera auf Seite 12 und 13 zitiert. Sie sind zwar eigentlich beide bekannt, aber da man damit doch vielleicht dem einen oder dem andern Leser etwas Neues oder doch Halbvergessenes bieten könnte, so sollen sie hier Platz finden.

Jean Fréron, ein Widersacher Voltaires, war ein maliziöser, boshafter Genosse. Der Philosoph von Ferney schildert ihn sehr hübsch in folgenden vier Zeilen:

L'autre jour au fond d'un vallon
Un serpent piqua Jean Fréron.
Devinez ce qui arriva?
Ce fut le serpent qui creva.

(Der Reifnersche Sezer verschwendet einen accent circonflexe an das creva, vermutlich um auf den Tod der Schlange einen des guten Witzes würdigen Accent zu legen.)

Das andre Epigramm, das man beinahe ein Epitaph nennen könnte, ist das auf den Tod Ludwigs des Fünftehnten gemachte:

Ci-git Louis quinze, pauvre roi!
On dit qu'il était bon — à quoi?

Und solche vergnügliche Reime bringt das Buch viele.

Eine vom König Stanislaus Leszchynski erzählte Anekdote, bei der es nicht ohne Belehrung abgeht, und in die sich ein dem Tatbestand nicht entsprechendes Imperfektum statt eines Präsens eingeschlichen hat, berichtet, der König habe die Marquise von Ferté-Smbault (an andrer Stelle wird Smbault gedruckt) auf einen Jahrmarkt begleitet und dabei einige Bandendchen, die sie für fünfzehn Sous gekauft gehabt habe, zum Ergötzen des Publikums über seinem Kopfe geschwungen und dazu gerufen: Quinze sous! Quinze sous les faveurs de Madame la Marquise! Neera hält es für nötig, erklärenderweise beizufügen, die Bänder seien solche gewesen, die die Franzosen des Faveurs genannt hätten. Nein, holbe Neera: sie nennen sie auch heutigentags noch so und hüten sich wohl, das Wort mit dem großen F zu schreiben. Die Erinnerung daran, daß solche Bänder ursprünglich von weiblichen Händen ausgeteilte Gunstbezeugungen für geliebte Kavaliere und unternehmende Bauernburschen waren, ist im Wolfe längst verwischt, und Männlein wie Weiblein sprechen ohne lüsterne Schmunzeln von faveurs bleues oder roses, die man zur Verschönerung einer Toilette oder eines Maskenanzugs anzubringen beschloffen hat.

Im Zusammenhange mit den Damen de Tencin, du Dessant und Parabère, den drei berühmtesten Sirenen der Soupers des Regenten, wird dessen Mutter, die Pfalzgräfin, erwähnt, und es wird von ihren unübertrefflichen

Briefen gesagt, sie schienen in ihrer derben Ehrlichkeit, mit den zwanglosen Kraftworten weit eher von einer Hausmeisterin als von einer Prinzessin herzustammen. Ein recht oberflächliches Urteil. Ich möchte die Hausmeisterin kennen lernen, die den richtigen Blick der Pfalzgräfin mit deren treffender, sarkastischer und oft sehr feiner Ausdrucksweise verbände. Die Bemerkung, die Pfalzgräfin habe wie eine Hausmeisterin ausgesehen, stammt allerdings von dem Herzog von Saint-Simon, der viel auf Außerlichkeiten gab und durch und durch mauvaise langue war, aber soviel Geschmac hatte er doch, daß er die Briefe der Prinzessin nicht als die einer Hausmeisterin bezeichnet hätte. Es trifft sich ganz gut, daß die Verfasserin des galanten Jahrhunderts uns das Bruchstück eines Briefes der Pfalzgräfin mitteilt, worin diese die Abwege beklagt, auf die ihr Sohn, der Regent, geraten ist. Es lautet wie folgt, und es wird sich schwerlich ein Leser finden, der den Stil und die Anschauungsweise der betübten Mutter als die einer Hausmeisterin bezeichnen möchte. „Ich fürchte, schreibt die Pfalzgräfin, daß mein Sohn es bei dem liederlichen Leben, das er führt, nicht lange machen wird; er verbringt die ganzen Nächte bei wüsten Gelagen und geht erst gegen acht Uhr Morgens zu Bett; infolgedessen sieht er manchmal aus wie ein Gespenst, und sie werden ihn schließlich noch umbringen. Aber sein Vater will sich um nichts kümmern, und alles, was ich sagen mag, bleibt fruchtlos. Also lassen wir das; aber dennoch muß ich noch hinzufügen, daß es ein Verbrechen ist, meinen Sohn so herabzuziehen; denn er wäre ein ganz anderer Mensch, wenn er ein andres Leben führte. Es fehlt ihm nicht an Geist, an Bildung, und während seiner frühern Jugend fühlte er sich zu allem Guten und Edeln hingezogen. Aber späterhin wurde er sich selbst überlassen und von Wüstlingen umgeben, die ihn in die schlechteste Gesellschaft hineinzogen; seitdem ist er im Außern wie im Wesen so sehr verändert, daß man ihn kaum wiedererkennt.“

Sonderbarerweise spielten in der so glatt und blank polierten damaligen Gesellschaft die Nachttöpfe, die wir heutzutage totzuschweigen bemüht sind, obwohl wir sie ebensowenig wie andre Natürlichkeiten aus der Welt zu schaffen vermögen, eine vordringliche Rolle. Über Nachttöpfe, die den Gräfinnen Dubarry und Cosel von gekrönten Häuptern geschenkt worden waren und künstlerischen Schmucks nicht entbehrten, bekommen wir in den Memoiren der Zeit viel zu hören; wenn man das kleine Trianon besucht, bekommt man sogar — man mag wollen oder nicht — ein historisches Prachtexemplar zu sehen. Ob das russische Kaiserpaar unter der Führung des Präsidenten und der Madame Loubet? — hier sträubt sich die Feder. Natürlich fehlt das enfant terrible auch in Neeras Buche nicht. Seite 109 wird uns mitgeteilt, daß der Herzog von Choiseul — derselbe, der uns als einflußreicher Minister Ludwigs des Fünfzehnten bekannt ist — der Marquise du Deffant einmal grüne Erbsen, petits pois verts, in einem Nachttopfe geschickt habe. Derselbe sei so „prächtig“ gewesen, heißt es, daß die Diener der Marquise vorgeschlagen hätten, ihn in eine Zuckerdose zu verwandeln. Freilich Madame du Deffant war eine Zauberin nach Circes Art, die unvorsichtige Männer in mästbare Haustiere zu verwandeln verstand, aber das Zaubermittel, einen Nachttopf in eine Zuckerdose zu „ver-

wandeln," wird sie doch schwerlich „besessen“ haben. Was Neera und der Übersetzer, der für das Wort „besitzen“ eine weitgehende Vorliebe hat, meinen, ist, daß man der Marquise geraten habe, den Nachtopf als Zuckerdose zu verwenden, was ja auch schon aller Ehren wert gewesen wäre.

Wo uns erzählt wird, daß die Gräfin Genlis, die mit der Herzogin von Orléans eine Reise nach Italien gemacht hatte, von Rom nichts besonders Erbauliches zu berichten wisse — man kann den Bericht auf Seite 195 nachlesen —, plaudert Neera weiter: „Ich kenne eine Anekdote, die mich an diesen Fall erinnert. Zwei Damen, Mutter und Tochter, die Italien bereist hatten, berichteten von dem Gesehenen. „Rom, fragte die Mutter, ja, waren wir denn auch in Rom? — »Was, Mama, du erinnerst dich nicht?« fragte die Tochter entrüstet. »Nein«, entgegnete die würdige Dame. Da kam der Tochter eine Erleuchtung: »Aber Mama, sagte sie, es war doch in Rom, wo wir die Seidenstrümpfe gekauft haben. Weißt du nicht?« Da erinnerte sich die Mutter an Rom.“

Diskrete Fragezeichen der Kritik dürften am Plage sein, wo die Verfasserin die in den Memoiren der Zeitgenossen mit lebhaften Farben geschilderten Orgien des Regenten als „elegant“ bezeichnet und als handelnde Personen der damaligen Zeit den „Kardinal“ Richelieu und den „General“ Dubois nennt. Es kann wohl kaum einem Zweifel unterliegen, daß sie den Herzog von Richelieu und den Kardinal Dubois meint, beide in den Annalen der Galanterie öfter genannt, als für ihren Ruf wünschenswert war.

Die Übersetzung, die wir der Feder M. von Berthofs verdanken, ist durchaus erfreulich und meist so, daß man ein deutsches Original vor sich zu haben glaubt. Ob gewisse Sonderbarkeiten der Ausdrucksweise in manchen deutschen Landen weniger aufgefallen sein werden, während sie mir überaus ungebrauchlich erscheinen, mag dahingestellt bleiben. Sowohl die Marquise de Châtelet als Mademoiselle Lespinasse, die auf Seite 152 ungalanterweise als Lespinasse erscheint, werden von ihren Verwandten und Freunden „mit Sorgfalt umgeben,“ was heißen soll, daß für ihre Pflege oder Erziehung in gewissenhafter oder zärtlicher Weise Sorge getragen wird; die Marquise du Deffant wurde „von der ungewöhnlichen Grazie und namentlich von der unbezwinglichen Traurigkeit, welche die Haltung der Mademoiselle Lespinasse ausdrückte, betroffen,“ während man aus dem Zusammenhange ersieht, daß sie durch die gemachte Wahrnehmung gerührt und zur Teilnahme angeregt wird; das Zeitwort vergessen wird grundsätzlich mit dem Fürwort an konstruiert, denn Mademoiselle Lespinasse schreibt dem ungetreuen Oberst Guibert: Meine Brustschmerzen lassen mich fast an mein Seelenleid vergessen, und von der Gräfin d'Houdetôt wird Seite 166 erzählt, die Liebe habe sie auch nicht an die Dichtkunst vergessen lassen. Seite 157 wird von Madame d'Épinay gesagt, sie sei schwach und „unausgesprochen,“ ein schwankendes Rohr im Winde gewesen, Seite 161 heißt es, die Haare der Gräfin d'Houdetôt seien ihr bis zu den Füßen „niedergerieselt,“ während rieseln bekanntlich in der Regel nur von tropfbar flüssigem gebraucht wird. Daß Seite 8 von duftigen Fichus die Rede ist, ohne daß dabei etwas andres gemeint wäre als Fichus von leichtem, durchsichtigem Stoff,

dürfte dagegen dem allgemeinen Sprachgebrauch entsprechen, bei dem mit Recht oder Unrecht die ursprüngliche Bedeutung des Wohlgeruchs in Wegfall gekommen ist, da man oft von einer duftigen Ferne oder einer duftigen Sommer-toilette liest, wobei es sich offenbar um das Leichte, Schleierartige des Anblicks, nicht um den unserm Geruchssinn wahrnehmbaren Reiz handelt.

Das gut ausgestattete und mit sieben künstlerisch ausgeführten Sanguine-medailleurs geschmückte Buch würde durch eine nochmalige Korrektur gewonnen haben: der leider nicht ausgemerzten Druckfehler sind zuviel, als daß sie den Gesamteindruck nicht doch einigermaßen beeinträchtigen sollten.



Heraldisches



eraldisch, Wappenkunde! Wer wird sich in unsern aufgeklärten Zeiten mit so feudalem Zeug herumschlagen! — Das soll hier auch nicht geschehen, aber doch darf vorausgeschickt werden, daß der zu allen Zeiten und bei allen Völkern ausgesprochne Gedanke, Personen, Körperschaften und staatliche Verbände durch ein feststehendes Sinnbild zu bezeichnen, nirgends in so erschöpfender und zugleich künstlerisch vollendeter Weise zur Geltung gebracht worden ist, wie in den Wappen des Mittelalters zu der Zeit, wo unter den Hohenstaufen das heilige römische Reich deutscher Nation zur höchsten Blüte gelangt war, der leider bald der jähe Fall folgte. Die seit damals geltenden Anschauungen und Einrichtungen sind auch unsern Tagen noch keineswegs fremd geworden. Der jüngste Großstaat der Welt, die Vereinigten Staaten von Nordamerika, deren Gründung die Einleitung der neuesten Geschichts- und der staatlichen Entwicklungsperiode ist, hat sich beeilt, ihrem Staate als Symbol einen Adler, den weißköpfigen Nordamerikas, zuzulegen, und der den modernen Anschauungen zuneigende, sehr einflußreiche B. Franklin, der als Wappentier den ausschließlich nützlichen nordamerikanischen Vogel, den Truthahn, durchsetzen wollte, fiel damit durch. Er mußte schließlich damit zufrieden sein, daß er wenigstens das an das Familienwappen Washingtons anknüpfende Sternbanner, das sich allerdings wegen seiner vielfachen Streifung von den in Europa Gebrauch gewordenen heraldischen Regeln entfernt, für das Wappen gerettet hatte. Und noch heutzutage ringen Stämme und Völkerschaften, die man vor einem halben Jahrhundert kaum dem Namen nach kannte, danach, ihre Wappen und Farben zur Geltung zu bringen. Dergleichen Anschauungen sind also noch keineswegs überlebt, wenn das auch die große Menge derer, deren ganzes Leben sich heutzutage „zwischen Häusern und Zeitungen,“ zwischen Geschäft und Restauration abspielt, nicht Wort haben will. Wer aber — nicht nur als Vergnügungsreisender — im Auslande gelebt hat, der hat empfunden, welches ganz eigentümliche Gefühl die Brust hebt, wenn neben den Zeichen der Fremden Wappen und Fahne des Vaterlandes im blauen Äther wehend grüßen und daran erinnern, daß daheim eine mächtige Volksgenossenschaft zu gemeinsamem Tun besteht, deren Abzeichen das Ausland zur Achtung nötigt, und die auch ihr einzelnes Mitglied in der Ferne zu schützen vermag. Dieser Gruß der Heimat ist idealer und in der Regel auch lauterer als eine Anrede in der Muttersprache, bei der man nicht immer die Gewißheit haben kann, ob sie aus reinem Herzen kommt, oder ob sich nicht mindestens die Bitte um eine Unterstützung daran knüpfen wird.

Nicht allen ist die Tatsache in der Erinnerung, wie eng sich gerade das Wappen des neuen Reichs an die alte Kaiserzeit anschließt, daß insbesondere der schwarze